

CHANCEN

Unt quis re do Anste
ckende riatibus ulpa so
loriatur mos autem fu
suntis riatibus ulpa

Seite xx

Sie geben nicht auf

Ein deutsches Ehepaar bringt Kindern in Afghanistan seit 20 Jahren Lesen, Schreiben und Rechnen bei. Nun ist ihr Lebenswerk in Gefahr

VON CARSTEN STORMER



Sonntags bis donnerstags, jeden Morgen um 6 Uhr, schlüpfen 170 Schülerinnen und Schüler durch die schmale Tür der Mirza-Mohammad-Saradsch-Moschee in Kabul

Was wohl ihr Ehemann dazu sagen würde? Seit er tot ist, geht sie zur Schule, ist sie auf der Suche nach Antworten, holt Wissen nach, als wolle sie verlorene Zeit aufholen. Ihr ganzes Leben lang hat sie sich gefragt, was auf den Schildern der Geschäfte steht, in denen sie einkauft.

Rasiah Abdulghaffur ist eine schmale Frau, der das Leben tiefe Furchen ins Gesicht gezeichnet hat. Und Analphabetin, wie so viele Afghaninnen. Jetzt, mit 34, geht Abdulghaffur zur Schule. Und fordert, dass der Lehrer sie endlich aufruft. Ihr Arm schnellt in die Höhe, sie schnippt mit den Fingern, immer wieder.

Der Lehrer nimmt eine andere Schülerin dran, ein kleines Mädchen, das in der Reihe vor ihr sitzt. Über Abdulghaffurs Stirn huscht zarte Empörung, aber bei der nächsten Frage geht ihr Arm wieder hoch, und diesmal hat der Lehrer ein Einsehen. Abdulghaffur schreitet nach vorn, schnappt sich die Kreide und schreibt langsam, aber konzentriert an die Schiefertafel. Der Lehrer nickt, und Abdulghaffur macht vor Freude einen Hüpfer. Sie rückt ihr Kopftuch zurecht und setzt sich wieder auf ihren Platz. Rechts neben ihr kichern ihre beiden Söhne, 13 und 10, links von ihr hockt ihre 15-jährige Tochter, die sie anerkennend in die Seite knufft.

Rasiah Abdulghaffur ist die älteste Schülerin der Moscheenschule des Kabuler Stadtteils Ser-e-Kotal. Sie hängt an den Lippen des Lehrers, saugt Wörter und Wissen auf. Jeden Morgen von 6 bis 7.30 Uhr, sonntags bis donnerstags, lesen, schreiben, rechnen. Auf wenigen Quadratmetern unterrichten drei Lehrer gleichzeitig drei Klassen. 70 Schüler, dicht nebeneinander. Ein älterer Herr mit schlohweißem Bürstenhaarschnitt lehnt an einer der Stützsäulen der Moschee und beobachtet den Unterricht. Er trägt eine Lesebrille und das traditionelle Männergewand Schalwar Kamis – Pluderhose, darüber ein langes Oberhemd. Manchmal, wenn eine Schülerin ein Wort falsch buchstabiert, korrigiert er behutsam in perfektem Dari. Peter Schwittek, deutscher Mathematiklehrer im Ruhestand, 77 Jahre alt, ist einer der letzten in Afghanistan verbliebenen Entwicklungshelfer. Während die allermeisten, die mit dem Versprechen kamen, Afghanistan in eine bessere Zukunft zu führen, wieder verschwunden sind, ist Schwittek noch da. Noch. »Dieser Hunger nach Bildung beeindruckt mich jedes Mal wieder«, sagt Schwittek, während die Schüler ein Diktat schreiben. »Schwer zu fassen, dass es damit vielleicht bald vorbei sein soll.«

Vor zwei Jahrzehnten gründete Schwittek mit seiner Frau Anne Marie, einer Sozialarbeiterin, einen Verein mit dem sperrigen Namen »Organisa-

tion zur Förderung regionaler afghanischer Initiativen und Nachbarschaftshilfen«, kurz: Ofarin. Auf Dari, einer der zwei Amtssprachen Afghanistans, heißt Ofarin: »gut gemacht!« Das sagen Lehrer zu ihren Schülern. Das Ziel der Schwitteks: möglichst vielen Kindern – vor allem auch Mädchen – Lesen, Schreiben und Mathematik beizubringen. Tausende Schüler wurden seitdem von Ofarin-Lehrern unterrichtet. Doch nun, da internationale Hilfstrupps ebenso wie viele Soldaten aus dem Land abgezogen werden, droht auch das Ende der Anstrengungen der Schwitteks. Geldgeber sind abgesprungen – weil die Sicherheitslage in Afghanistan einfach zu brüchig ist. Noch reicht das Geld für ein paar Wochen, aber dann könnte es mit dem Lernen für Rasiah Abdulghaffur und Tausende andere wieder vorbei sein.

Nach dem Unterricht verabschiedet sich Abdulghaffur von ihren Söhnen. Schoaib und Faradin, dünn und zerzaust, müssen Geld verdienen, um die Familie zu unterstützen. Sie arbeiten in einem Busbahnhof, locken Passagiere in die Sammeltaxis und Fernbusse. Abdulghaffur selbst hat nie eine staatliche Schule besucht, erst kam der Bürgerkrieg dazwischen, dann die Taliban, später noch mehr Krieg, und als endlich ein bisschen Frieden herrschte, sei sie zu alt gewesen, erzählt sie. Vor zwei Jahren starb ihr Mann mit nur 30 Jahren an Krebs. Seitdem bestimmen die Männer aus der Familie des Verstorbenen über Abdulghaffurs Leben und das ihrer Kinder. Männer, die glauben, dass Bildung nichts für Frauen sei. Und wenn es nach dem Willen ihres arbeitslosen Schwagers ginge, wäre das auch so geblieben. Der ließ sich nur überzeugen, weil dieser Unterricht in einer Moschee stattfindet, das Gotteshaus nur 15 Gehminuten von Abdulghaffurs Haus entfernt liegt und somit kaum Gefahr besteht, unterwegs mit Männern anzubandeln. Zudem habe der lokale Mullah Bildung für Frauen als *halal*, als »sauber« bezeichnet.

»Ich wünschte, meine Tochter könnte eines Tages studieren, einen Beruf ausüben, eigenes Geld verdienen, damit sie es mal besser hat und etwas für ihr Land tun kann. Aber der Bruder meines Mannes erlaubt es nicht«, sagt Abdulghaffur und beginnt zu weinen. Dann wischt sie sich die Tränen aus dem Gesicht und verabschiedet sich. Die Zeit für den Unterricht könne sie sich freischaufeln, den Rest des Tages muss sie waschen, kochen, Wasser holen und putzen.

Anne Marie Schwittek schüttelt den Kopf, wenn sie so eine Geschichte hört, und vor Wut verengen sich ihre Augen zu Schlitzern: »Nach all den Jahren geht mir immer noch das Messer in der Hose auf, wenn ich so etwas höre«, sagt sie.

Afghanistan ist zwar ein Land, in dem Schulpflicht besteht, dem die Europäische Union Geld für Lehrer bereitstellt und in dem ständig Schulen

gebaut werden. Trotzdem sind die Klassen überfüllt, werden die Lehrer schlecht bezahlt oder erscheinen gar nicht erst zum Unterricht. »Oftmals haben wir hier Kinder, die in eine staatliche Schule gehen und nach fünf Jahren Unterricht immer noch Analphabeten sind«, sagt Peter Schwittek. In den staatlichen Schulen

gehe es allenfalls darum, das Unterrichtspensum schnell zu erledigen. Arme Familien können es sich zudem nicht leisten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die Töchter müssen im Haushalt helfen, die Söhne den Tag über betteln, Schuhe putzen oder Telefonkarten verkaufen.

Diese Kinder wollen die Schwitteks auffangen: die größten Verlierer in diesem verlorenen Land. Sie sind empfänglich für Verführer, die Selbstmordattentate oder die Idee des Heiligen Krieges preisen.

Fortsetzung auf S. 62

Über die Hälfte
der 5000 Schüler
in den Moscheen
sind Mädchen

Sie geben nicht auf Fortsetzung von S. 61

Menschen mit Wissen lassen sich nicht so leicht in den Krieg locken. Und Menschen mit einem Einkommen geraten seltener in Versuchung, ihr Glück in Europa zu suchen.

Um seine Mission zu erfüllen, ist Peter Schwittek auf die Hilfe lokaler Imame angewiesen, die ihre Moscheen für den Unterricht zur Verfügung stellen. Einer dieser Verbündeten ist Obaidullah Karisada. Der 42-jährige Imam ist stellvertretender Abteilungsleiter für religiösen Unterricht im Ministerium für religiöse Angelegenheiten und damit einer der wichtigsten Ansprechpartner der Schwitteks. Wenn es mal wieder Streit um Lehrpläne gibt, Beamte zu hohe Bestechungsgelder fordern oder Visa verweigert werden, springt Karisada ein. »Im Koran steht nichts davon, dass nur Jungen zur Schule gehen dürfen. Frauen und Mädchen sind eine wichtige Stütze der Gesellschaft. Was würde es bringen, sie dumm zu halten?«, fragt er, rückt das Gebetskäppi auf seinem Kopf zurecht und grinst eine Reihe brauner Zähne frei. Der Imam ist ein freundlicher, ruhiger Mann. Seit zwölf Jahren steht er der Moschee vor, in der Rasiah Abdulghaffur Lesen lernt. In dieser Zeit haben Tausende Mädchen hier gelernt. »Ohne Ofarin wären diese Kinder niemals zur Schule gegangen«, sagt der Geistliche.

Jeden Morgen schlüpfen 170 Kinder durch die schmale Metalltür von Karisadas Moschee, die meisten davon Mädchen und junge Frauen, laufen die steilen Treppenstufen zu den Klassenzimmern hinunter, setzen sich auf den Boden und begrüßen die Lehrer mit einem lauten Salam alaikum. Während die Schüler über ihren Heften brüten, erzählt der Imam, dass er fünf Bücher über Frauenrechte in Afghanistan verfasst hat. Darüber, dass Bildung nicht im Widerspruch zum Koran stehe und erst recht kein Privileg der Männer sei. Karisada ist liberaler Schriftgelehrter, der bei Facebook wegen seiner Ansichten vom virtuellen Mob bedroht wird. »Mit den Taliban würde ich gerne mal eine Stunde lang den Koran diskutieren. Sie hätten keine Chance«, sagt er.

Etwa 5000 Schüler, mehr als die Hälfte davon Mädchen, lernen derzeit bei Ofarin in Dutzenden Moscheen in Kabul und drei Provinzen des Landes. »Bei uns lernen sie innerhalb eines Jahres Lesen und Schreiben«, sagt Peter Schwittek. Ofarin ist das eingelöste Versprechen, mit dem auch die deutsche Regierung vor 16 Jahren den Militäreinsatz in Afghanistan rechtfertigte: durch Aufbauhilfe zu einer mündigen Gesellschaft beizutragen.

Dass das Lebenswerk der Schwitteks nun bedroht ist, liegt an einem sehr blutigen Jahr für Afghanistan und die dort arbeitende internationale Gemeinschaft. Eine deutsche Entwicklungshelferin starb in Kabul bei einem Überfall, und ein Tanklaster, vollgestopft mit Sprengstoff, tötete Ende Mai vor der deutschen Botschaft 160 Afghanen. Die deutsche Regierung holte im Anschluss alle Botschaftsangehörigen zurück in die Heimat. Nur der deutsche Botschafter ist geblieben und residiert als einziger deutscher Diplomat in der amerikanischen Botschaft.

In dieser Zeit erfahren die Schwitteks von Misereor, ihrem wichtigsten Geldgeber, dass die Moscheeschulen nicht weiter finanziert würden. Afghanistan, so die Begründung, sei zu gefährlich geworden.

»Wir sind emotional am Limit«, sagt Peter Schwittek, »was wird aus unseren Schülern, den Lehrern, Trainern, Fahrern?« Noch kommen sie finanziell über die Runden. Misereor hat ein Notbudget bewilligt, das wohl noch bis Februar reichen wird. »Wenn wir nicht bald neue Geldgeber finden, war's das«, sagt Peter Schwittek.

Doch selbst in der größten Not gibt es Momente unerwarteter Wertschätzung. »Eigentlich hätten wir viel mehr Lehrer entlassen und Klassen schließen müssen«, sagt Schwittek. Aber es geschieht etwas, womit das deutsche Ehepaar nicht rechnet: Angestellte verzichten freiwillig auf Lohn oder machen mit gekürzten Gehältern weiter. Manche Lehrerinnen unterrichten ohne Gehalt in ihrer Freizeit.

Dass die Schwitteks noch Hoffnung haben, liegt auch an Menschen wie Fausiah Ghiamuddin, einer hochgewachsenen jungen Frau, deren Gesicht von einem violetten Kopftuch gerahmt wird. Wie jeden Morgen erscheint die 21-Jährige um sechs Uhr morgens zum Unterricht in der Moschee von Mullah Obaidullah

Karisada. Als junges Mädchen lernte sie hier, anschließend stellte Peter Schwittek die Musterschülerin als Lehrerin ein. So gut war Ghiamuddin, dass Schwittek sie vor zwei Jahren bat, als Trainerin für Ofarins Lehrkräfte zu arbeiten. Fortan half sie, Lehrerinnen auszubilden, überwachte den Unterricht, half, wo es haperte, sprach Mut zu, wo es nötig war.

»Ich möchte später Jura studieren, um Richterin zu werden«, erzählt Ghiamuddin. Afghanistan brauche eine unabhängige Justiz und unbestechliche Richter. Ihr Vater, ein pensionierter Mitarbeiter des Justizministeriums, unterstützt ihre Pläne. »In unserer Familie ist Bildung sehr wichtig«, sagt Ghiamuddin, das siebte Kind von elf Geschwistern. Ihr Vater habe ihr versprochen, bei der Wahl des Ehemannes darauf zu achten, dass dieser seiner Tochter weiterhin die Deutungshoheit über ihr Leben überlässt, sagt sie und kichert. Nichts soll ihrer akademischen Laufbahn im Wege stehen, schon gar nicht ein Mann. Sie erzählt von ihren Freundinnen, einige davon Lehrerinnen bei Ofarin, die gerne studieren würden oder Polizistinnen werden wollen. »Aber ihre Familien haben es ihnen verboten.« Neidisch seien ihre Freundinnen nicht. »Eher traurig.«

Die Aufnahmeprüfung für die Universität bereite ihr kein Kopfzerbrechen. Viel schwieriger sei es, die Studiengebühren zu bezahlen und gleichzeitig ihre Familie zu unterstützen, sagt sie und fügt dann mit leiser Stimme hinzu, dass ihr Traum bis vor Kurzem greifbar war. 290 Dollar habe sie als Trainerin im Monat verdient. Das hätte für Studium und Familie gereicht. Seit der Gehaltskürzung fließt in ihre Gebete der Wunsch ein, dass die Schwitteks bald neue Geldgeber für die Moscheeschulen finden; *inschallah*, so Gott will.

Am Nachmittag sitzt Anne Marie Schwittek auf dem Balkon ihres Hauses in Kabul bei einer Tasse Tee und blättert in einer drei Wochen alten Ausgabe des *Spiegels*. »Ah ja, die von der Leyen«, murmelt sie. Ein Sandsturm kündigt sich an. Kampfhubschrauber fliegen über das Haus der Schwitteks hinweg. Aus anderen Teilen des Landes kommen schlechte Nachrichten. Im Osten gibt es neue Gefechte. In der Provinz Ghor haben Bewaffnete drei Mitarbeiter einer internationalen Hilfsorganisation getötet. Anne Marie Schwittek nippt an ihrem Tee und blickt hinunter in den Innenhof, wo ihr Ehemann gerade im Kreis marschiert, Sport gegen Diabetes. Täglich 24 Runden schnelles Gehen, zwölf im Uhrzeigersinn, zwölf dagegen. »Peter, zieh dir Socken an, sonst holst du dir eine Blasenentzündung!«, ruft seine Frau vom Balkon.

Es läuft sich angenehm in diesem Innenhof, in dem Granatapfelbäume wachsen und Weintrauben von Holzpalieren hängen. Und doch sind die Mauern mit dem Stacheldraht obendrauf so etwas wie Demarkationslinien der persönlichen Freiheit. Ausländer könnten nicht einfach so auf der Straße spazieren gehen, sagt Peter Schwittek. »Das Entführungsrisiko ist viel zu groß. Vor zwei Jahren wurde in unserer Straße ein Franzose aus seinem Auto gezogen. Ich glaube, der ist bis heute nicht wieder aufge-taucht.« Aber am Tor stehe ein Wachmann mit Gewehr, ungebetene Gäste beiße der Wachhund, und am Ende der Straße befinde sich ein Polizeiposten.

Nach 24 Runden gesellt sich Peter Schwittek zu seiner Frau. Während der Sandsturm über das Haus fegt, erzählen sie, was ein deutsches Ehepaar an den Hindukusch verschlägt. Es ist das Jahr 1998, die Taliban haben in Afghanistan das Denken verboten, verurteilen Musik, Filme und Bücher, zwingen Frauen unter die Burka und verstecken Männergesichter hinter langen Bärten. Bildung ist für sie des Teufels und somit Sünde. Schulen werden geschlossen oder zerstört. Und Peter Schwittek findet, dass dies der richtige Zeitpunkt sei, um zu helfen. Denn er kennt Afghanistan aus besseren Zeiten, hatte 1973 eine Dozentenstelle an der Universität von Kabul angenommen und spricht passabel Dari. Aber wie genau soll er das Problem in dem Land eigentlich angehen, wo anfangen? Schwittek glaubt, die Lösung zu kennen: Bildung, logisch. Seitdem pendelt er zwischen seiner Heimat im unterfränkischen Randersacker und Afghanistan hin und her.

Schwittek weiß, dass die Taliban keine Einheitsfront bilden, und versucht, einzelne Mullahs davon zu überzeugen, dass Vorgänge, die in einer Moschee stattfinden, zwangsläufig gottgefällig sein müssten.

Das Argument überzeugt. Und so erobert er ein Gotteshaus nach dem anderen, kann Tausende Kinder und Jugendliche unterrichten. »Dazu mussten wir Lehrer ausbilden und sogar Schulbücher neu schreiben«, erzählt Peter Schwittek. Es gelingt ihm, die Unterschrift des Taliban-Führers Mullah Omar zu bekommen, in dem Schwittek zugestanden wird, Mädchen in Moscheen zu unterrichten.

Dann fliegen zwei Flugzeuge in die Zwillingstürme von New York, US-amerikanische Truppen marschieren gegen die Taliban und Al-Kaida in Afghanistan ein. Als die Taliban vertrieben sind, entstehen weitere Schulprojekte im Pandschirtal sowie in den Provinzen Logar und Wardak. Viele Probleme für die Schwitteks beginnen jedoch erst mit dem Einmarsch der Amerikaner und ihrer Nato-Verbündeten: Die Sicherheitslage verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, internationale Helfer werden zur Zielscheibe von Taliban, Extremisten, Banditen und Schmugglern.

Heute interessiere sich kaum jemand mehr für Afghanistan, sagen die Schwitteks, das mache die Spendenakquise so schwer. Die Deutschen, so glaubt das Ehepaar, seien müde. Immer nur schlechte Nachrichten, kaum Fortschritte.



Peter Schwittek in einer Schulklasse am Stadtrand von Kabul

Anne Marie Schwittek plagt an diesem Tag eine Gallenkolik, Peter Schwittek zwicket der Rücken. Die Sorgen und Belastungen der vergangenen Monate drückten auch auf die Gesundheit. »Wir sind ja nicht mehr die Jüngsten«, sagen sie. »Wir haben jetzt über ein halbes Jahr Zeit gehabt, uns an diesen bekloppten Gedanken zu gewöhnen.« Dass es vorbei ist. »Wir sind aber nicht so defätistisch, nur noch an den Untergang zu denken.« Abend für Abend sitzen die Schwitteks vor ihren Laptops und durchforsten das Netz nach Stiftungen und potenziellen Rettern. »Schau mal, Peter, das ist eine Stiftung, da steckt der Michael Stich mit drin«, sagt sie und öffnet eine Website auf ihrem Laptop. Da bricht bei Peter Schwittek für einen kurzen Augenblick die ganze Anspannung hervor, die Stärke, die er sich für seine Mitarbeiter aufspart, bröckelt. »Wir sind einfach nur verzweifelt, wir haben noch etwas Geld, um auf kleiner Flamme weiterzumachen, aber danach ist bei uns zappenduster.«

Schwitteks Mobiltelefon klingelt. Der Sohn in Deutschland fragt, wie es den Eltern geht. Alles gut in Kabul, sagt Peter Schwittek, alles gut.

www.zeit.de/audio



Blick über das Pandschir-Tal im Osten Afghanistans. Auch hier arbeiten Lehrer der Schwitteks



Rasiah Abdulghaffur (l.) ist mit 34 Jahren eine der ältesten Schülerinnen

Zuversicht, trotz allem

Jugendliche in arabischen Ländern sind religiös, misstrauen der Politik – und glauben fest, dass sie eine gute Zukunft haben werden **VON ARNFRID SCHENK**

Wer heute als Jugendlicher im Nahen Osten oder in Nordafrika aufwächst, hätte allen Grund, die Zukunft zu fürchten. Die Region ist gebeutelt von Korruption und Wirtschaftskrisen, Länder versinken in Bürgerkrieg und Chaos oder verwandeln sich in Polizeistaaten. Die Aussichten auf einen Job sind miserabel.

Und trotz alldem glaubt die deutliche Mehrheit der Jugendlichen zwischen Bahrain und Marokko an eine gute Zukunft. Für sich – das denken 65 Prozent – und auch für die Gesellschaft, in der sie leben (70 Prozent). Das ist das verblüffende Ergebnis einer Studie, die die Friedrich-Ebert-Stiftung in Auftrag gegeben hat. »Zwischen Ungewissheit und Zuversicht« ist ein wahres Mammutwerk. 9000 junge Menschen zwischen 16 und 30 Jahren wurden befragt, in acht Ländern der sogenannten Mena-Region – also in Nahost und Nordafrika, darunter Ägypten, Tunesien, der Jemen, auch in Palästina. Zahlreiche Wissenschaftler und Forschungsinstitute in Deutschland und Nahost waren daran beteiligt, federführend war die Universität Leipzig. Ihre Leitfrage: Wie gehen die Jugendlichen mit den Unsicherheiten und Ungewissheiten ihres Alltags um?

Die Studie ist auch eine Pionierarbeit. Bisher wurde die Lage junger Menschen in der Mena-Region kaum länderübergreifend untersucht. 200 Fragen haben sie beantwortet und von ihrer Lebenssituation, ihren Werten und Zielen, ihrem Selbstverständnis, von Politik und Religion erzählt. Es ist eine Momentaufnahme aus dem Sommer 2016, fünf Jahre nach dem gescheiterten Arabischen Frühling.

Warum aber ist die Stimmung so viel besser als die Lage? Zieht man einen Vergleich zur jüngsten Shell-Jugendstudie aus dem Jahr 2015, zeigt sich gar, dass die arabischen Jugendlichen zuversichtlicher als die deutschen sind. Ist das Zweckoptimismus, getreu dem Motto: Schlimmer kann es ohnehin nicht mehr kommen?

Die Volksvertreter im Parlament scheinen diese optimistische Grundhaltung nicht befördert zu haben. Viele Jugendliche haben sich von der Politik abgewandt. Auf einer Rangliste der wichtigsten Werte findet sich »politisches Engagement« auf Rang 28 – das ist der letzte Platz. In Tunesien gaben 67 Prozent der Befragten an, nicht an Politik interessiert zu sein, in Jordanien 70 Prozent. Das Vertrauen in Politiker, Parteien und Parla-

mente ist gering. Eine Marokkanerin, 30 Jahre alt, sagt: »Politiker arbeiten nicht so gut, wie sie sollten. Sie sagen, sie wollen das Analphabetentum bekämpfen. Aber sie reden nur. Sie unternehmen nichts.«

Das Desinteresse und Misstrauen beschränkt sich aber auf die klassischen politischen Institutionen. Die begleitenden Interviews zeigen: Die Jugendlichen sind durchaus bereit, sich für die Gesellschaft zu engagieren, etwa in Nichtregierungsorganisationen. Und trotz der teilweise desaströsen Lage sind im Schnitt nur zehn Prozent entschlossen, ihr Heimatland zu verlassen.

Aus der Frage, welche Regierungsform sie bevorzugen, ergeben sich zwischen den einzelnen Ländern große Unterschiede. Während sich im Libanon, in Ägypten und Tunesien die Mehrheit ein demokratisches System wünscht, sind es in Marokko nur 23 Prozent. 27 Prozent wünschen sich dort einen starken Mann an der Spitze des Staates, in Jordanien sind es 32 Prozent.

Länderübergreifend gilt: Größer als das Vertrauen in politische Institutionen ist das in die Familie. Sie ist für die Mehrheit der einzige Ort, der Sicherheit bietet.

Ganz oben auf der Werteskala aber, auf Platz eins, steht der Glaube an Gott. Die Jugendlichen bezeichnen sich dabei als religiöser als vor fünf Jahren. Die Autoren der Studie interpretieren die zunehmende Religiosität als Ersatz für mangelnde Aufstiegsmöglichkeiten. Bildung wurde in Nahost zu einem leeren Versprechen. Die Bevölkerung wächst um ein Vielfaches schneller als der Arbeitsmarkt. Obwohl besser ausgebildet als ihre Eltern, haben sich die Jobaussichten der Jugendlichen verschlechtert. Religion gibt Sicherheit und stiftet Hoffnung angesichts düsterer wirtschaftlicher Aussichten. Denn tatsächlich zeigt die Studie, dass die Befragten umso optimistischer in die Zukunft blicken, je religiöser sie sind.

Das erklärt auch, warum sich Frauen im Schnitt religiöser einstufen als Männer – in der gesamten Region sind ihre Aufstiegschancen noch geringer als die der Männer. Eine Hochschulabsolventin aus dem Jemen, 28 Jahre alt, wird mit den Worten zitiert: »Obwohl ich in harten Zeiten mit wirtschaftlichen und sozialen Problemen lebe, vertraue ich auf Gott, dass solche Krisen ein Ende finden und wir die Korruption besiegen und eine bessere Zukunft haben werden.«

Die Religiosität ist dabei nicht an den Bildungsgrad und die Schichtzugehörigkeit gebunden. Damit

widerlegen die Umfrageergebnisse eine gängige These, die da lautet: »Je ärmer, desto religiöser«. Im Gegenteil kommen nämlich diejenigen, die sich als sehr religiös einstufen, häufig aus einem finanziell abgesicherten Elternhaus und haben Väter mit einem hohen Bildungsabschluss.

Eine Stärkung des politischen Islamismus geht mit der zunehmenden Frömmigkeit nicht einher. Die junge Generation sieht Religion als reine Privatangelegenheit und misst ihr keine politische Rolle zu. Nur elf Prozent wünschen sich ein politisches System, das auf der Scharia fußt. Rachid Ouassa, Professor am Centrum für Nah- und Mitteloststudien an der Uni Marburg und Autor des Kapitels über Religion, zieht daraus den Schluss: »Vielleicht erleben wir gerade den Beginn eines laizistischen Zeitalters in der arabischen Welt.« Vielleicht ist das ein verwegener Gedanke. Aber er macht Hoffnung.

Übrigens: An zweiter Stelle der Werteskala steht der Wunsch nach einem Leben ohne Gewalt und nach ökonomischer Sicherheit. Und das ist, um noch einmal die Shell-Studie heranzuziehen, dann doch wieder sehr nah an den Wünschen der Jugendlichen in Deutschland.